Werk

Titel: Einige deutsche Gedanken bei Gelegenheit einer französischen Oper (Hugenotten)

Autor: Paris, Heinrich

Jahr: 1839

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?472885294_0020|log5

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Einige deutsche Gedanken bei Gelegenheit einer französischen Oper.

Von einem Laien.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.
Schiller

Als ich an den Ufern der Seine die schöne Musik gehört, die der geniale *Meyerbeer* leider, um dem sensualistisch revolutionären Geschmack des Pariser Publicums zu genügen, an jene sinnlose, Robert der Teufel betitelte, Nachahmung des Freischützen hat verschwenden müssen, in welcher, (wahrscheinlich zur Erbauung und Bekehrung der, dem Familiensinn täglich mehr abstrebenden menschlichen Zuschauer) Satan rührenderweise als sentimentaler Papa erscheint, da dachte ich bei mir selber: „wie Schade, dass ich künftig diese schöne „Musik daheim nur vereinzelt, in Concerten, werde „hören können! Denn in Deutschland, wo wir so „unendlich fromm sind, dass wir den Dichter des „Faust unter die Heiden, und so unendlich sittsam, „dass wir die Wahlverwandschaften unter die un„sittlichen Bücher rangiren, in diesem frommen und „sittsamen Lande der Büchercensur und der Bücher„verbote für die gebildeten Classen, wird man doch

„nimmermehr jene Ungebildeten, die den Faust und „die Wahlverwandschaften nie lesen, weil sie sich „dabey ennuiiren, wohl aber die Galerien aller „Theater anfüllen, weil sie sich dort amusiren, das „unheilige und unanständige Schauspiel einer Schaar „gespenstischer Nonnen geben, die aus ihren Gräbern „aufstehn und ihre heiligen Gewänder abwerfen, „um als verballhornte (oder verteufelte) Bräute von „Corinth, in widerlicher Mänadenwuth, um die sulta„nische Gunst eines rohen Wüstlings zu buhlen. Noch „viel weniger aber wird man in einem Schauspiel„hause dieses frommen Landes express eine Orgel „dazu erbauen, den gottesfürchtigen Zuschauern der „Galerie dieselben Ceremonien, die sie Sonntag „Morgens in der Kirche als heilige Handlung anzu„sehn gewohnt sind, Sonntag Abends, für vier „Groschen Eintrittsgeld, von verkleideten Choristen „als Kurzweil vormachen zu lassen.“

Demohngeachtet hatte ich mich geirrt. Vor der deutschen Universalität hält nichts in der Welt Stich, nicht einmal die deutsche Frömmigkeit und die deutsche Sittsamkeit. Auf allen deutschen Theatern, selbst katholischer Städte, ergötzt der empfindsame höllische Papa, mit seinem klösterlichen Harem, die schauende christliche Menge; und strenge Väter, welche ihren Töchtern sorgsam verbieten, Göthe und Lord Byron zu lesen, führen sie wohlgemuth in die Oper, um Robert den Teufel anzusehn.

Indessen Gespenstern, vorzüglich Operngespenstern, ist man noch allenfalls gewohnt, einige Lizen-

zen nachzusehn; darum beschied ich mich endlich auch bey diesem undeutschen Schauspiel deutscher Bühnen, mit der Erinnerung an Samiel's harmlose, und Don Juans elegante Teufeleyen; und liess es bei dem frommen Wunsche bewenden, dass uns wenigstens diese alten, classischen, dem Ohre schmeichelnden Teufeleyen eben so oft geboten werden möchten, als die neuen romantischen, das Ohr etwas betäubenden.

Als ich jedoch die französischen Anzeigen der „Hugenotten las, da dachte ich: „*pour le coup*, „Ihr Herrn Pariser, dies Werk werdet Ihr denn doch „wenigstens den Triumph haben, endlich einmal für „Euch allein zu behalten; denn das können wir Euch „nicht nachmachen. Ein paar verfängliche Scenen ei„ner Oper lassen sich noch zur Noth ausmerzen oder „verändern; allein eine Oper, wo Luthers berühm„testes und feierlichstes Kirchenlied als Hauptmotiv „durch die ganze Musik geht, die kann in Luthers „Vaterlande doch eben so wenig vor lutherischen „Christen gespielt werden, als vor katholischen eine „Scene, in welcher katholische Mönche, mit fast dem „kirchlichen Ritus abgeborgten Gebehrden und Ge„sängen, die Kreuze und Schwerter einer fanatischen „Schaar von Meuchelmördern einsegnen, welche sie, „im Namen der Religion, zum nächtlichen Ueberfall „ihrer wehrlosen, verrätherisch ins Garn gelockten „Brüder aussenden!“

Und so schmollte ich mit dem geistreichen und liebenswürdigen Componisten, dass er in der Fremde

seine Heimath so gänzlich vergessen konnte, um ihr gleich von vorn herein, mit Wissen und Willen, den Genuss eines seiner Meisterwerke zu entziehn.

Demohngeachtet hatte ich mich abermals geirrt; denn auch den Anblick der Hugenotten hat die deutsche Universalität nicht übers Herz bringen können, sich länger zu versagen; und wahrlich, ich glaube, fiele es den Parisern ein, um ihre abgestumpften Sinne zu reitzen, künftig die Hinrichtungen ihrer Missethäter von der *barrière St. Jaques* ins Theater der *porte St. Martin* zu verlegen, es würde uns nicht an Verfechtern des „Fortschreitens" fehlen, uns auch diese Neuigkeit noch zuzumuthen; lediglich damit ein paar obscure deutsche Mitarbeiter an ein paar obscuren Pariser Journalen uns nicht vorwerfen „dass wir nicht mit der Zeit mitgehen;" — denn in den meisten Fällen heisst das ja bey jenen Herren eben nichts weiter, als nicht mit den Franzosen mitgehn.

Müssen wir denn aber auch dann mit der Zeit oder mit den Franzosen mitgehn, wenn die Zeit oder die Franzosen gradezu nur auf die Barbarey losgehn? Und ich frage, wohin sollen uns denn Stücke wie Robert der Teufel, die Jüdin, die Hugenotten und ähnliche führen, wenn es nicht in die Barbarey ist? —

Die Franzosen haben vieles Practische, Angenehme, Nützliche und Vernünftige, was wir ihnen nicht nachmachen; zum Beyspiel die Kunst den

Augenblick zu ergreifen, die Gabe Spass zu verstehen, die Gewandheit in der Conversation und die Galanterie im Familienkreis. Warum müssen wir ihnen denn just immer nur das Unpractische, Unangenehme, Unnütze und Unvernünftige nachmachen, wie zum Beispiel die unnöthigen Kammerreden, die unwürdigen Journalklatschereyen, die unsittlichen Romane und die unsinnigen Opern? grade wie die Kinder, welche, wenn sie eine fremde Sprache hören, nichts daraus nachzusprechen pflegen als die Flüche und die Schimpfworte.

Irgend ein Schriftsteller, ja, wenn ich nicht irre, noch obenein ein französischer, hat geschrieben über den Respect, den man den Kindern schuldig ist. Möchte doch einer unsrer nahmhaften deutschen Autoren dies einmal nachahmen und recht laut ein gewichtiges Wort sprechen über den Respect, den man dem Volke schuldig ist.

Hiemit meine ich indessen nicht jenes moderne Abstractum, jenes unsichtbare Ideal, das man im neuen Styl das souveräne Volk nennt, und das bis jetzt noch nie irgendwo existirt und nie irgendwo souverän gewesen, als in den Dissertationen der Stubengelehrten über seine Existenz und seine Souveränität, sondern jenes altfränkische Collectivum, jene handgreifliche Realität, die man im alten Styl das gemeine Volk zu nennen pflegte; dem aber in der Regel nie weniger realer Respect gezollt wird, als eben in den Zeiten, wo der ideale Respect vor ihm in allen Gelehrtenstuben gepredigt wird.

Dieses gemeine Volk, diese Proletarier, dieses *bon peuple*, oder wie man es sonst nennen will, kurz dieses unmündige und ungebildete Volk, nimmt denn nun dies nicht in der grossen Staatsfamilie, an deren Spitze wir jenes mystische Abstractum gesetzt, das, wie der Dalai Lama, nie ausstirbt und nie gesehn wird, genau die Stelle ein, welche in der Privatfamilie die Kinder ausfüllen? Repräsentirt es nicht, wie diese, dem „sehenden Verstande" der Erwachsnen gegenüber, das „einfältige Gemüth", so der Vernunft, dem Wissen der Gebildeten gegenüber, die Phantasie, die Liebe? Und wie bey der kleinen Familie in den Kindern, wurzelt so nicht bey der grossen Familie in ihm Alles was die Gesammtheit an Gemüth und Gemüthsleben braucht und verbraucht?

Die Steuern lässt man vom souveränen Volke bewilligen, denn dazu brauchts nichts als Verstand und Dinte, — und die Lust, schöne Reden zu halten. Vor die Kanonen stellt man das gemeine Volk, denn da gilts Liebe und Blut, — und die Lust sich todt schiessen zu lassen. Da nun aber das souveräne Volk nur so lange seines Census und seiner Reden gewiss ist, als das gemeine Volk Lust hat, sich dafür todt schiessen zu lassen, so sollte ich meinen, wäre es auch diesem gemeinen Volke, welches alle liebenswürdigen, aber auch alle gefährlichen Anlagen der Kinder besitzt, eben so offen, aber eben so reitzbar, eben so lenksam, aber eben so trotzig, eben so gewitzt, aber eben so unüberlegt ist, wie diese, doch wenigstens

denselben Respect schuldig, den man in einem wohlgeordneten Haushalt den Kindern widmet, die ebenfalls in der Gefahr sich instinktmässig vor den Vater stellen, nehmlich die Sorgfalt, seine so leicht zu erregende Phantasie vor all den Eindrücken zu bewahren, die seine so leicht ausartenden Leidenschaften wecken können, zum Schaden des souveränen Volks und noch mehr zu seinem eigenen; — denn in letzter Instanz bleibt der Schaden des souveränen Volks doch allemal auf dem gemeinen haften.

Bedenkt man denn nun aber gar nicht, wie gröblich es diesen, diesem Volke schuldigen Respect verletzen heisst, wenn in unsrer Zeit allgemeiner Begriffsverwirrung, wo schon die sogenannten Gebildeten kaum mehr Recht von Unrecht, Schicklich von Unschicklich zu unterscheiden wissen, man grade ihm, dem es eben so nothwendig ist wie den Kindern, Ehrfurcht zu haben vor irgend Etwas, nachdem man ihm bereits allmählig alle andere Ehrfurcht genommen, sowohl „vor dem was über, als „was neben und unter ihm ist“ *), auch noch die letzte raubt, die ihm aus alter Jugenderinnerung noch einigermassen übrig geblieben, die von seinem religiösen Cultus und vor dessen Dienern?

Geschieht das denn aber nicht, wenn man es durch öffentlichen Anschlag an den Strassenecken zu

*) Nach der schönen Definition der dreyfachen Ehrfurcht in der Erziehungsprovinz aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

einem Schauspiele einladet, wo, zum Aergernis des protestantischen Theils, unter absurdem, krassen und obscönen Theatermischmasch von Mord- und Liebes-, Trink- und Serailscenen, die Melodieen seines am Confirmationstage ihm als frommen Führer durchs Leben gereichten Gesangbuchs unschicklicherweise profanirt werden? zum Aergernis des katholischen Theils aber, unter eben solchen Profanationen heiliger Gewohnheiten, unzarter- und widerlicherweise in der nacktesten Wahrheit eine Episode der Kirchengeschichte wieder aufgewärmt wird, die man lieber mit einem ewigen Schleyer bedecken, oder höchstens, wenn sie denn durchaus in Musik gesetzt werden musste, zu einem Oratorium benutzen sollte, um es den Christen, Zeloten und Fanatikern aller Confessionen, zur heilsamen Warnung, nur an ihren Buss-, Bet- und Trauertagen vorzusingen? Denn in den Zeiten der Mysterien und der Passionsbrüder leben wir nun einmal nicht mehr; und wir selbst haben, durch unsere Aufklärung, im Volke die Naivität zerstört, die dazu gehört, Dergleichen mit unbefangnem Sinne hinzunehmen, weil Dergleichen denn nothwendig, wie in den alten Zeiten, gleichsam integrirender Theil des Cultus selbst seyn muss, um nicht in die Kategorie des Anstössigen zu gerathen; so wie noch heute die Aufführung der Oratorien in der Osterwoche.

Ueberhaupt möchte ich bey der Gelegenheit fragen, von welcher Manie des Gebets denn unsere heutigen Bühnendichter und Componisten besessen sind, dass sie das Mittelalter grade umkehren und,

statt dass dieses aus frommem Misverstand das Schauspiel in die Kirche brachte, aus künstlerischem Misverstande die Kirche völlig ins Schauspiel verlegen? Man sieht heut zu Tage fast kein neues Stück mehr, in dem nicht alle Augenblick ein Haufe vermummter Choristen irgend eine langweilige, larmoyante *preghiera* absänge, oder eine blass geschminkte Sängerin an die Lampen träte, um sich während des Ritornells *decrescendo* auf ein Knie nieder zu lassen, mit grosser Sorgfalt, dass ihr fliegendes Gewand und Haar sie vor dem lieben Gott und dem Publikum mahlerisch drapire, und dagegen während ihrer *preghiera* die gefaltenen Hände *crescendo* von den Knieen zum Kinn zu erheben, bis zu dem Knalleffect der endlich als Amen zum Himmel gespreizten Arme.

Dergleichen ist aber auf unserm modernen Theater ganz unpassend, und wo es die Situation nicht unumgänglich mit sich bringt, möglichst zu vermeiden; denn aufs Theater gehört Handlung, nicht Contemplation. Aufs Theater gehört das Spiel der menschlichen Leidenschaften; und ein ächter Dichter und Componist weis aus diesem unerschöpflichen Stoffe so viel Erhabenes zu ziehn, dass er nicht nöthig hat, um die Zuschauer zu rühren, auch noch die Formen der Kirche mit zu Hülfe zu rufen. Es ist sehr merkwürdig, dass, unter den Neuern, grade der Dichter und der Componist, die am kühnsten in die tiefsten Tiefen der menschlichen Natur hinabgestiegen und die lebendigsten Wirkungen auf das menschliche Herz hervorgebracht, dass Göthe und Mozart, obgleich grade sie zu-

gleich von gewissen Seiten her, Beide als halbe Heiden behandelt werden, nie ein christliches Gebet auf der Bühne profanirt haben. Der eine hat sich wohl gehütet, Clärchen an die Lampen knien, statt das Volk anrufen zu lassen, und der andere das Requiem an den Don Juan zu hängen, wie seine Pariser Verbesserer. Zeige man uns doch aber heute eines unsrer neuen psalmodirenden Stücke, das uns so durch und durch ergriffe und erschütterte, wie der alte Don Juan in seiner sublimen Frivolität, oder Clärchen in ihrer sublimen „Nuance zwischen der Dirne und der Göttin.“ *)

Die Alten durften allenfalls noch ihren Cultus auf dem Theater reproduciren; denn ihr Cultus selbst war nur Handlung. Sie lebten in, und mit, und nach der Natur; und ihr Naturcultus war so mit ihrem ganzen Leben verflochten, dass er mit diesem Leben selbst sich auch auf der Bühne zeigen durfte; denn sie predigten nicht, sie tanzten vor ihren Göttern. Ja selbst bei den heutigen katholischen Südländern, wo der Cultus auch mehr auf die Phantasie berechnet ist, gleich der Kunst selbst, wo das Volk im Freien lebt, und sein Leben sich stündlich mit religiösen Observanzen kreuzt, da kann Manches der Art sich noch auf der Bühne mit wiederholen, ohne ihm Anstoss zu geben, wie wir es namentlich auf der spanischen Bühne noch sehn. Wir Nordländer aber, mit unsrer Verkünstelung der Sitten und der

*) Göthe Briefe aus Italien.

Moral, mit unsrer oft lächerlichen Pruderie im Leben, mit unserm Spiritualismus, unsrer Anbetung im Geist und in der Wahrheit, unserm „verschlossnen Kämmerlein“ beym Beten, unserm ernsten, fast düstern Cultus in der Religion, wir entweihen das Gebet, wenn wir es auf dem Theater unter das Getriebe der Leidenschaften mengen, um so mehr, da auch alle unsre Theaterleidenschaften an der Unnatur unserer wirklichen kranken. Denn wenn zum Beyspiel Trojaner und Achaier sich zu Ehren erzürnter Götter die Hälse brechen, die in Person mit dreinschlagen, und „brüllen wie zehntausend“, wenn sie eine Blessur davon getragen, so liegt darin nichts Unnatürliches. Wenn aber Katholiken und Hugenotten sich erwürgen, zu Ehren des unsichtbaren Gottes der Liebe, so ist das doch nur etwas höchst Widernatürliches.

So macht es auch ein ganz hübsches Theaterbild, wenn ein verliebter Ritter vor einem schönen Fräulein, eine reuige Tochter vor einem ehrwürdigen Greise, kniet; denn das ist natürlich, menschlich, wahr. Wenn aber ein gurlihaftes Suschen hinter ihrer Kartoffelschüssel ein Tischgebet affectirt, und ein verliebter Mexicaner darüber in Thränen zerfliesst, so ist uns das doch nur über alle Massen lächerlich; auf das Mindeste aber erscheint es überflüssig, wenn Desdemona, nachdem unsre Erschütterung bereits durch ihre Romanze und das Gondolier-Echo erschöpft ist, noch zu guter Letzt zum Abendgebet an einem ungraziösen Grossvaterstuhl niederkniet.

Wenn nun schon solche allgemeine Nachahmung unbestimmter religiöser Momente, die aber doch am Ende Jedermann nach seiner Weise hat und haben kann, widrig auf der Bühne ist, wie viel widriger, wie völlig anstössig wird nicht erst die directe Wiederholung bekannter Formeln, welche das Volk gewohnt ist, sonst nur an heiliger Stätte zu beobachten, welche es zu Hause kaum wagt, im engen Familienkreis, bey einem fröhlichen häuslichen Feste, als unterhaltendes Spiel in Scenen zu setzen.

Ist es wohl schon Jemand eingefallen, auf dem Theater das Vaterunser beten zu lassen?

Wie kann man also auf dem Theater eine Kirchenmelodie intoniren lassen, welcher sogleich jeder Zuhörer unwillkürlich die kirchlichen Textworte unterlegt?

Was würden wir, nach jetzigen Begriffen, wohl von einem englischen Gouverneur sagen, der, in einer ostindischen Stadt, das Sonnenfest der Braminen, oder die Jessonda aufführen liesse, und seine Hindus zu dieser Nachäffung ihrer religiösen Ceremonieen einlüde? Nun frage ich, hat uns denn die gepriesene Civilisation unsrer Tage, mit ihren Siebenmeilenstiefeln, noch nicht weiter gebracht, als dass wir, durch unsre öffentlichen Schauspiele, nicht nur, wie in der Jüdin, unser nicht christliches Publicum, sondern sogar, wie in den Hugenotten, unser eignes Volk, in seinen heiligsten Gefühlen und Traditionen verletzen; dass wir vor ihm, dem wir

täglich von seiner obherrlichen Gewalt vorschwatzen, nicht einmal so viel Zartgefühl beobachten, als wir von einem fremden Despoten vor einem fremden Volke verlangen, das er gewohnt ist wie seine Sclaven anzusehn?

Ich schweige von der ästhetischen Frage, welche hiebey der blosse gesunde Geschmack aufwerfen könnte. Denn eines Theils sind wir ja schon längst daran gewöhnt, bey unsern neuesten Bühnenerzeugnissen alles Andre zu suchen, nur nicht den guten Geschmack; anderntheils sind die Hugenotten nicht für das deutsche sondern für das französische, solche Knalleffecte verlangende, Theater geschrieben worden; endlich aber scheint mir die Idee, aus einem Religionskriege einen Operntext zu machen, von Hause aus so total unästhetisch und geschmacklos zu seyn, dass es auf ein Mehr oder Minder dabey am Ende wohl gar nicht mehr ankommt. *Cosi fan tutte* ist darum nicht minder eine der köstlichsten Opern, weil sie auf einen der dümmsten Texte gesungen wird die existiren. Darum halte ich mich hauptsächlich an die Schicklichkeitsfrage, an das was der französische Parlamentsstyl *une question d'opportunité ou d'inopportunité* nennt.

Ob unsre eminenten Civilisationsfortschritte jemal unsere Nachkommen zu der *opportunité* führen werden, ungestraft die Kirche ins Theater versetzen zu können, dies weis ich nicht. Das aber weis ich, dass bey der heutigen Bildungsstufe unsers Volks

(des gemeinen nehmlich) ein solcher Versuch mir sehr *inopportun* und eine grosse Ungeschicktheit, oder wenigstens Unüberlegtheit zu seyn scheint. Nun möchte ich wohl wissen, ob es denn wirklich für uns Deutsche ein ewiges und unabweisbares Gesetz des Fatums ist, dass wir jede Ungeschicktheit, welche Langeweile, Luxus und Industrie sich in der grossen französischen Hauptstadt erdenken, auch augenblicklich sclavisch in unsern kleinen deutschen Provinzialstädten nachahmen müssen; grade als hätte die Natur uns alles Geschick versagt, uns selber Ungeschicktes zu erfinden, oder als hätten wir an dem was wir bereits ungeschickt erfunden und nachgeahmt noch nicht genug.

Der Einwand, dass der Componist der Hugenotten ein Deutscher, und daher die Aufführung seines Werks Pflicht für uns ist, scheint mir übrigens hier ganz und gar nicht anwendbar. Denn alles Genie, alle Liebenswürdigkeit desselben, und alle persönliche Achtung für denselben, darf uns doch nicht verhindern, die Wahrheit auszusprechen, dass just einem Deutschen am ersten obliegt, sein Land hinlänglich zu kennen, um zu wissen, was für dessen Bühne passt oder nicht, daher er also wohl darauf verzichten durfte, ein so durchaus französisches Sujet auch nach Deutschland versetzt zu sehn, und den deutschen Theatern die Nichtaufführung gewiss würde zu Gute gehalten haben.

Nach meinem Gefühl ist zwar gewiss an und für sich nichts dagegen zu sagen, dass ein Componist

den, so zu sagen, heidnischen Parisern, die keine andere Religion mehr haben als die Politik, Luthers Choral zu einer Opernarie umsetzt. Das Genie, wie Moliére sehr richtig gesagt hat, „nimmt sein Gut (das Schöne) überall wo es dasselbe findet.“ Wäre das Genie unglücklich genug, in dem Augenblick, wo es von diesem Gut inspirirt ist, daran zu denken was künftig die Menge daraus machen wird, so käme nie etwas Geniales zu Stande. Denn — wer legte nicht sogleich die Feder nieder, sobald er an die Menge denkt? — Es war daher dem Componisten erlaubt, zu vergessen, dass, einmal zur Opernarie umgesetzt, er Luthers Choral unausbleiblich den Pariser Potpourri- und Galoppfabricanten als Salon- und Ballstück, und damit den Drehorgelspielern als Gassenhauer, preisgab. *) Allein die Mittler zwischen dem Genie und der Menge, die Theater, die sollen Letztere im Auge behalten. Und darum frage ich, müssen denn nun auch wir, mitten in Luthers Vaterlande, mitten in der protestantischen Kirche, uns ebenfalls vor den Ohren ihrer Bekenner, an dem Andenken ihres Lieblingshelden versündigen, indem wir das protestantische Choralbuch im Theater entweihen, dessen Melodieen wir des Volkes Kindern für die Kirche lehren?

*) In der That habe ich, vierzehn Tage nach der ersten Aufführung der Hugenotten, in einem französischen Journal angezeigt gelesen: *Variations sur le chant de Luther des Hugenots* etc. Denke man sich nun einen römisch-katholischen Christen, der auf dem Pult einer Clavierschülerin etwa ein *Cahier* fände, betitelt: *Variations sur le Stabat mater de Pergolese, par Mr. l'abbé Gelinek?* — *Anm. d. Vf.*

Auch dagegen ist an und für sich weiter nichts zu sagen, dass ein französischer Dichter, den blasirten Parisern, die nur noch ins Theater gehen, wenn sie etwas für ihre Tagespassionen drin finden, aus ihrer Bluthochzeit ein Schauspiel macht, in dem Augenblick, wo man in Spanien, zu Ehren der Freiheit und Toleranz, die heutigen Mönche dafür verbrennt, dass ihre Vorgänger einst, zu Ehren der Tyranney und Intoleranz, Ketzer verbrannten. Müssen wir aber deswegen ebenfalls gleich wieder unserm, aus gemischten Confessionen bestehenden, deutschen Volke diesen Greuel in denselben grellen Farben ausmalen, just in dem Augenblick, wo wir, Dank sey es nun der Toleranz oder dem Indifferentismus, eben erst mühsam dahin gelangt sind, seine gegenseitigen Anfeindungen aus Glaubensverschiedenheit nothdürftig zu beseitigen, oder wenigstens im Zaum zu halten?

Hätten wir noch freie Hoftheater, wo nur die gebildeten Stände eingeladen würden, deren ästhetischer Sinn solche Kühnheiten aus dem blos künstlerischen Gesichtspunkte betrachtet, so möchte eine solche Vorstellung noch hingehn; (auch in Paris ist die grosse Oper durch ihre Kostspieligkeit wenigstens den ganz ungebildeten Klassen in der That verschlossen.) In einem bezahlten Theater aber, wo, wie bey uns, auch der Roheste für ein paar Groschen hineingehn, und seine Rohheit am Aesthetischen üben, seinen Vetter, den Statisten, unter den Mönchen heraussuchen darf, da, will mich bedünken, sind solche Vorstellungen durchaus unpassend.

Endlich, — um denn doch auch die Nebenfragen zu berühren — weil in jenem grossen Pariser *égout*, *le grand opéra* genannt, in den alle Hauptstädte Europas sich ihrer ergrauten invaliden *roués* entladen, viermal wöchentlich, für hohes Eintrittsgeld, ein halb hundert verlorne Geschöpfe in Tricot genäht und in gemalte Wellen getaucht werden müssen, um den Müssiggang dieser emeritirten „alten Garde" zu beschäftigen, an der nichts mehr zu verderben ist, müssen deshalb auch **wir** uns sogleich beeilen, zu Nutz und Frommen unserer Studenten und Gymnasiasten, die nicht zum Müssiggang bestimmt sind und an denen noch viel zu verderben ist, die kleinen Theater unserer honetten Bürgerstädte, für wohlfeiles Geld, in Bayaderenbäder zu verwandeln, bey denen nicht einmal etwas für das Kunst- und Schönheitsstudium herauskommt, da wir die raffinirte Conception nur in eine plumpe zu übersetzen wissen und, zwar die Pariser Nudität nachahmen, aber nicht die Pariser Grazie?

Der geistreiche, mit der jetzigen Zeit gleich mir etwas weniges unzufriedene, *Charles Nodier* fragt seine Landsleute in einer seiner witzigen Jeremiaden

Oserais-je vous prier de me dire où elle est, votre civilisation?

Diese Frage ist man heut in unsern Theatern fast bey jedem Acte zu thun versucht.

Wenn wir unsers grossen Lessing Nathan aufführen, zu dem in der Regel nur ein ausgewähltes

Publicum geht, so geben wir, aus Ueberzartheit gegen eine Geistlichkeit, die längst keine Juden mehr verbrennt, das Stück ohne Sinn, indem wir die geniale Scene mit dem Patriarchen streichen.

Wenn wir unsers grossen Schiller Don Carlos aufführen, zu dem gleichfalls nur ein ausgewähltes Publicum geht, so geben wir aus denselben Gründen das Stück ohne Sinn, indem wir den mit so tiefer Wahrheit gezeichneten königlichen Beichtvater in einen, dadurch aus beiden Rollen fallenden, weltlichen Diplomaten verwandeln; ja an manchen Orten sogar noch die schönste, und eine der grandiosesten Scenen, die je in irgend einer Sprache gedichtet worden, die mit dem Grossinquisitor weglassen.

Demohngeachtet müssen alle Könige der Vergangenheit sich dazu hergeben, auf das Theater zu steigen, und alle Könige der Gegenwart gehn hin, sie dort zu sehn.

Nun frage ich, welches Privilegium haben die stupiden Mönche eines ausländischen Opernbuchs, sich bey uns auf denselben Bretern breit zu machen, von denen wir Lessings köstlichen Patriarchen, Schillers bewundernswürdigen Domingo und imposanten Cardinal Grossinquisitor verbannen?

Wenn wir das kleine Stück geben, das man aus unsers grossen Göthe Herrmann und Dorothea gemacht, so verwandeln wir den vollkommen ehrenwerthen Herrn Pastor doch in einen Herrn Rec-

tor, aus blosser Aengstlichkeit, das theologische Kleid unsrer Seelsorger nicht auf der Bühne zu produciren.

Nun frage ich, welches Privilegium hat denn ein ausländisches Opernbuch, die Lieder, welche unsre Pastoren mit ihren Gemeinden in der Kirche singen, auf denselben Bretern anstimmen zu lassen, von denen wir das Kleid verbannen das unsre Pastoren ausser der Kirche tragen?

Wenn wir unsers, an der Gleichgültigkeit des Publicums gestorbenen, Heinrich von Kleists Käthchen von Heilbronn geben, so muss, unserm überzeitigen Anstande zu Liebe, die Scene gestrichen werden, wo das verschämte Kind sich weigert, bis an den Knöchel in den Strom zu treten. Und als wir den kühnen, vielleicht zu kühnen Schritt gewagt, unsers kühnsten Dichters kühnstes Werk auf die Bühne zu bringen, da nahm derselbe Anstand, Fausts Monolog vor Grethchens Ruhestätte anzuhören, so dass des armen Mädchens Kämmerlein von diesem verfänglichen Möbel sorgfältig purifizirt werden musste.

Nun frage ich, welches Privilegium haben denn ausländische Operntext- und Balletmeister, bey uns die Bäder, die Bade- und Nachttoiletten ihrer Margarethen von Valois, ihrer Somnambulen und ihrer Serailemeutièren auf denselben Bretern zu etabliren, von denen wir des unglücklichen Grethchens jungfräuliches Bett, und des züchtigen Käthchen entstrumpften Fuss verbannen?

Ich frage, woraus ist eine grössere Wirkung für die Fortschritte der allgemeinen Bildung zu hoffen, aus der Darstellung von Lessings und Schillers geistreicher Opposition gegen Druck und Verfinsterung vor den Reihen eines gebildeten Publicums, oder aus der brutalen Aufregung des ungebildeten Pöbels durch die plumpe Opposition solchen Opernspectakels?

Ich frage, woraus ist ein grösserer Schaden für die allgemeine Sitte und Sittlichkeit zu fürchten, aus der vergeistigten, speculativen Sinnlichkeit des poëtischen Genies, die den Geist erhebt, indem sie die Sinne fesselt und schreckt zu gleicher Zeit, oder aus der geistlosen, groben Materialität der prosaischen Theaterindustrie, die den Geist erniedrigt, indem sie alle Sinne lockt und entfesselt, ohne Mas und Gegengewicht?

Und nun frage ich noch einmal mit *Charles Nodier:*

Oserais-je vous prier de me dire où elle est, votre civilisation?

Luther und Lessing, Göthe und Mozart, Schiller und Kleist, ja der selige Nicolai und der selige Doctor Bahrdt selber, müssten sich vor Unwillen und Scham im Grabe umwenden, wenn sie diese Fortschritte unsrer „Aufklärung“ mit ansähen.

Der selige Börne aber, jener geistvolle Spötter, würde sich vor Schadenfreude umwenden, könnte

er die Hugenotten auf dem Theater seiner und Göthes Vaterstadt sehen. Denn ich bin ganzes Ernstes geneigt zu glauben, dass hiebey, wie schon oft bey dem anscheinend Possenhaften, die Nemesis selbst ihre Hand mit im Spiel gehabt, und die neue Oper, deren Schöpfer selbst unbewusst, zum Werkzeug gebraucht hat, um das Volk Gottes durch eine recht eclatante „Ironie des Heiligen" an den liberalen Widersachern seiner Emancipation zu rächen, und der christlichen Aesthetik, für ihre höchst unzarte Aufführung der Jüdin, recht eindringlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Glaubt man denn aber nicht dass dergleichen Spiel mit dem Heiligen, endlich zu dem unheiligsten und bittersten Ernste führen kann?

Es kommt nicht so sehr darauf an, welch eine Religion, und welch einen Cultus ein Volk hat, sondern blos darauf, dass es die Religion und den Cultus, den es hat, respectire.

Nun gewöhnt sich aber leider der Mensch an nichts so schnell, als an das Schlechte, und entwöhnt sich von nichts so leicht, als vom Respect. Für heute erregen dergleichen Stücke noch das Aergernis der Bessern, selbst aus dem gemeinen Volke. Allein gebe man sie diesem Volke öfter, und allmälich wird es eben so stumpf werden gegen diese Entweihung des ihm jetzt noch Ehrwürdigen, als es bereits auf ähnlichem Wege gegen so vieles Andere stumpf gewörden, was ihm sonst heilig und

ehrwürdig war, wie Königs-, oder Vatergewalt, Lehrer-, oder Richteramt, Dichter-, oder Frauenwürde; wie Hoheit und Alter, Liebe und Gesetz, Genie und Schönheit; aus deren Cultus doch nichts desto weniger jene Civilisation nur allein hervorgegangen, mit welcher wir jetzt prahlen, nachdem Andere sie geschaffen.

Ehe man wagen durfte, Socrates den Giftbecher, Maria Antoinette die Guillotine, Kotzebue den Dolch zu bieten, musste man sie erst dem Spotte der unwissenden Menge Preis geben. So wie mit den Menschen aber so geht es auch mit den Dingen. Sey man unbesonnen genug, diese heute der Menge als Gaukelspiel hinzustellen, und morgen wird sie dieselben in den Koth treten. Denn den ästhetischen Sinn des Spiels fasst sie nicht; wohl aber erfasst sie mit Begier Alles, was den Schein des Abwerfens irgend eines Zwanges in sich trägt.

Wir haben eine Büchercensur, welche gebildeten Leuten ihre, wieder für gebildete Leute bestimmten, Schriften inspicirt und verstümmelt, eine Bücherpolizey, welche den Gebildeten, die keine Lust, und den Ungebildeten, die keine Zeit haben, schlechte Bücher zu lesen, diese gefällig anzeigt, dadurch, dass sie dieselben verbietet. Haben wir denn keine Theatercensur und keine Theaterpolizey, welche dafür sorgt, dass in den Schauspielhäusern, wo die Gebildeten fast nicht mehr hingehn, weil man ihnen fast nur noch Unsinn giebt, für die Ungebildeten, die

fast allein nur noch hingehn, dieser Unsinn doch wenigstens nicht bis zum Anstössigen gesteigert werde?

Zwar kann ich allenfalls begreifen, dass in einer Zeit, wo man von Oben herab glaubt, nicht liberal genug seyn oder scheinen zu können, man lieber bey dergleichen Unziemlichkeiten ein Auge zudrückt, um nicht durch offnes Einschreiten, bey jener vertrauten Afterkritik, die so gern den Namen der öffentlichen Meinung usurpirt, der Illiberalität anrüchig zu werden. Um so weniger aber begreife ich, dass nicht von Unten her, die ächte öffentliche Meinung von ihrer Seite einschreitet, nehmlich derjenige Theil des Publicums, der noch Sinn hat für das was sich ziemt, „(mit Leonore von Este zu reden,)“ und dem eben deshalb auch am besten ziemt, bey solchen Gelegenheiten sich zum Organe des öffentlichen Anstandes zu machen.

Kann mir denn überhaupt Niemand sagen, welches denn eigentlich die moralische Cholera, die moralische Grippe ist, die wie Bley auf unsere Zeit drückt, und jene klägliche und schmähliche Mattigkeit über uns gebracht, vermöge welcher wir, wie Starrkrampfkranke, das Widerwärtigste um uns her sich bewegen sehn, ohne auch nur eine Hand auszustrecken, um das uns Anwidernde von uns zu stossen, wie Betrunkne, die ins Dampfwagengeleis getaumelt sind, ruhig auf unserm Platze liegen bleiben, ohne auch nur die leiseste Bewegung zu machen, dem heransausenden Ungethüm auszuweichen,

das uns zu zermalmen droht? Ich weis nicht, ist es Feigheit oder Leichtsinn, Trägheit oder Blindheit, Kleinmuth oder Uebermuth, was uns so gleichgültig, so willenlos, so unthätig macht; aber was ich weis, das ist, dass ich diese Zeit inständigst bitten möchte, meine Ohren nur nicht länger mehr mit ihrem pomphaften Worte Freiheit zu ermüden, so lang meine Augen das nicht sehen, worauf allein alle Freiheit beruht, — Energie; so lang ich sehen muss, dass wir nicht einmal einer tactlosen Theaterdirection gegenüber uns die Freiheit nehmen, das Schlechte schlecht zu nennen, und es in das Nichts zurückzuschleudern, aus dem es sich nie hätte hervorwagen dürfen, wenn wir nur halb so viel Herz gegen das lebendige Genie hätten als gegen das todte; so lange ich sehen muss, dass wir Göthe, Byron, Mozart, ja dass wir Kotzebue frivol nennen, und doch Stücke wie die Hugenotten, die Jüdin, die Somnambule geben, und wohl gar applaudiren.

Damit will ich indessen nicht sagen, dass die Hugenotten eine schlechte Oper sind; im Gegentheil, hinsichtlich der Musik scheinen sie mir eine sehr schöne Oper zu seyn; sondern nur, dass ihre Aufführung in Deutschland eine unpassende Handlung ist; und dass man daher, wegen des Schadens, der dadurch für die ungebildeten Zuschauer entstehn kann, sie ohne Gnade von der Bühne verbannen sollte, es den Gebildeten überlassend, um dem Componisten sein Recht zu geben, die Musik daraus in ihren Concerten und Privatzirkeln aufzu-

führen, wo sie keinen Schaden stiften, sondern nur Genuss gewähren kann.

Der Mensch ist einmal ein sinnliches Wesen und ein Sclave seiner Phantasie. Bekanntlich aber kommt der Gewalt, welche über Letztere das Auge übt, keine andere gleich. Wer fühlt sich nicht erbaut, wenn er ein schönes Oratorium hört; allein würde man es wohl im Costüm auf der Bühne sehen wollen? Einem Menschen von Geschmack müsste dabey zu Muthe seyn wie einem Bildhauer in einem Wachsfigurencabinet. Wer möchte wohl beym Lesen im einsamen Zimmer den Prolog des Faust missen, oder selbst den zweiten Theil? Würde es aber wohl dem fanatischsten Göthecorax einfallen „mögen", Beides im Theater, in Gegenwart der Galerie sehen zu wollen? Als Genuss, sey er auch noch so geistig, darf man das Heilige nie in vollkommner Enthüllung dem Auge der Menge blosstellen. Denn da nirgend durch menschliche Mittel eine vollkommen äussere Darstellung zu erreichen ist, überall der Leporello den Marcel singen muss und überall die Hälfte der badenden Weiber hässlich ist, so zieht die leiseste Störung dieser Art das Heilige sogleich zur Posse herab. Daher würden die Hugenotten im Concert, als Cantate gesungen, gewiss von der besten Wirkung seyn, während bey der materiellen Vorstellung der Chor der blutdürstigen Mönche, der Choral bey Wein- und Pulverdampf, nur widrig werden.

Dergleichen ersinnt und duldet die Ver- und Ueberbildung einer absterbenden Civilisation;

dem ge- und unverbildeten Menschen einer werdenden ist es Bedürfnis, sein Heiligstes vor den profanen Augen der Menge zu verbergen. Wer heilig liebt, der küsst seine Geliebte nicht vor Zeugen; wer andächtig betet, der lässt sich seine Gebete nicht zur Unterhaltung vorsingen. Es war daher ein richtiger Takt unserer Väter, durch die schwarzen Kleider bey Aufführung von Oratorien sogleich anzudeuten, dass dies kein gewöhnliches Concert sey. Eben so aber ist es ganz im Sinn einer Zeit, die weder mehr recht zu lieben noch recht zu beten versteht, Gebete und nackte Mädchen auf denselben Bretern zusammen zu stellen; denn Inconsequenz, das ist ja der eigentliche, charakteristische Stempel dieser Zeit.

Als vor Jahren Schiller sich, aus übertriebnem Idealismus, ebenfalls zu dem Irrthume verleiten liess, die Beichtscene der Maria Stuart auf das Theater bringen zu wollen, da empörte sich noch, und zwar mit Recht, ganz Deutschland dagegen. Dennoch stand Deutschland damals in der Epoche, von welcher wir heute auch wieder behaupten, sie sey eine „gottvergessne“ gewesen und der betrübte Nachklang von Friedrichs des Grossen „Freygeisterey“.

Wie kommt es denn nun, dass wir, in unsrer Zeit unendlichen Eifers für das Volk und seinen Willen, uns nicht gegen die Travestie der Schillerschen Beichtscene in den Hugenotten auflehnen und gegen ähnliche Travestieen in unsern neuesten Opern, da sie doch, vor der Hand wenigstens noch, dem Volke durchaus eben so anstössig seyn müssen?

Als Iffland, in den Talar des barocken Wernerischen Martin Luther gehüllt, auf dem Berliner Theater das Lied anstimmte, das den Schlussstein zu der Musik der Hugenotten ausmacht, da empörten sich jene verrufnen Gardeoffiziere gegen ihn, die wir jetzt bald als „Diener des Despotismus“, bald als Anhänger des „neuen Judenthums“ bezeichnen.

Wie kommt es denn nun, dass in unsrer Zeit der Freiheit und des neuen „Lutherthums“, wir gegen einen ähnlichen Missbrauch dieses Liedes, nicht einmal so viel Muth zeigen, als jene, (beyläufig gesagt, der Emancipation der Frauen und der Jüdinnen wenigstens nicht unholden) „Diener des Despotismus“?

Ich pflege für meine Person allen Emancipations- und sonstigen Gesetzen, und noch mehr Denen, die damit zu thun haben, so viel als möglich aus dem Wege zu gehen; also weis ich nicht, wie weit in unsern Freiheitstagen gesetzlich die Freiheit des Publicums im Theater geht, und wie weit das souveräne oder das gemeine Volk sich dort emancipiren darf, ohne Gefahr zu laufen, von seinen eignen Dienern arretirt zu werden. Das aber weis ich, dass, nach den simpeln Gesetzen des gesunden Menschenverstandes, Jedermann, da wo er für sein Geld ist, die Freiheit haben sollte, sein Gefallen oder Missfallen an dem kund zu thun, was man ihm für sein Geld gibt und dass, als wir noch gute Stücke und gute Schauspieler besassen, wir sie zum Theil blos dem Umstande zu verdanken hatten, dass

die schlechten Stücke und die schlechten Schauspieler jeden Augenblick gewärtig seyn mussten, ausgepocht zu werden.

Nun sollte ich meinen, was Männer wie Schiller und Iffland sich ihrer Zeit vom Publicum mussten gefallen lassen, das müsste wohl auch einem heutigen Dichter oder Theaterdirector geboten werden können, wenn einer oder der andere sich so weit vergisst, dem Publicum Anstössiges zu geben. Und da wir denn einmal so eifrig sind, die Pariser Stücke auf unsre Breter herbey zu holen, so wünschte ich denn doch wenigstens, dass wir nicht auf halbem Wege stehen blieben, sondern auch gleich die Art und Weise des Pariser Parterres mit vor unsre Breter herüber holten. Dieses Parterre lässt sich selbst von Namen wie Victor Hugo nicht imponiren, sondern pocht seinen Text aus, wenn ihm die neue Oper nicht gefällt. Also, da nun auch einmal der Theaterritus dem Publicum keine andere Art, seine Meinung kund zu thun, lässt, als Klatschen oder Pfeifen, so müssten, nach meinem Gefühl, in Deutschland Stücke wie die Angeführten, ohne Weiteres, herzhaft ausgepfiffen, des schuldigen Respects vor dem Genie wegen aber die Musik, die es daran verschwendet, am folgenden Tage im Concert gesungen und applaudirt werden; so wie vor Alters die erzürnten Edelleute, wenn sie einen Geistlichen schlagen wollten, ihm erst das Kleid auszogen. *)

*) „Das Genie nimmt seinen Stoff, das Schöne, wo es ihn findet" spricht (vorstehend S. 15) mit *Molière*, auch unser Verf., und

„Aber die Kosten?“ höre ich die Industriellen fragen. „Dann kommt ja die Direction um ihre „Kosten, und leidet Schaden an ihrer Industrie!“

---

hat damit, wenn auch nicht grade den Operndichter, doch den Componisten, welchem die Hugenotten Stoff zu so Schönem und Herrlichem geworden sind, freigesprochen. Nur mit den Directionen teutscher Opernbühnen will er es zu thun haben; nur ihnen, als „Mittlern zwischen dem Genie und der Menge“, will er es zur heiligen Pflicht machen, das Stück, als unteutsche Ausgeburt französischer Sitten- und Geschmackverderbtheit, dem teutschen Publicum, — oder vielmehr dem teutschen Volke, — oder vielmehr dem teutschen „gemeinen“ Volke (S. 5 6), nicht vorzuführen, als verderblich für dessen Religiosität und Sittlichkeit; — äusserstenfalls will er, in Ermangelung einer Opern-Censur, das teutsche Volk selbst auffodern, als Organ des öffentlichen Anstandes, sich gegen Aufführungen des so anstössigen Stückes auf teutschen Bühnen laut aufzulehnen.

Der Rigorismus unsers Verf. ist uns ehrwürdig. Es will uns aber bedünken, als habe er es mit dem besprochenen Stücke doch etwas Weniges allzustreng, ja vielleicht viel zu streng genommen.

Sprechen wir zuerst von der Grundidee des Operndichters, einen Religionskrieg, und gar die scheusliche Pariser Bluthochzeit, zum Gegenstand eines Opernbuches zu machen, einen Gegenstand, welcher freilich weit eher ins Grab ewiger Vergessenheit verscharrt, als von der Bühne herab Katholiken und Protestanten

Und — damit habe ich denn auch zugleich die Antwort, auf meine Frage, woher unsre heutige moralische Mattigkeit kommt.

---

wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden sollte, — so verkennen wir keineswegs, dass die greuelhafte Bartholomäusnacht ein empörendes, dem französchen Hofe ewig zur Schande gereichendes Factum bleiben wird; es ist aber auch bereits ein historisch so allgemein bekanntes, ja, sogar ein schon so oft dramatisch bearbeitetes Factum, dass von einer grössern Verbreitung durch Bearbeitung zu einem Operntexte keine Rede mehr sein kann.

Namentlich aber wird, durch die vorliegende Bearbeitung, die protestantische Religion, das ganze Stück hindurch, im edelsten, würdigsten Lichte vorgeführt. Und auch für Katholische ist es beruhigend, dass die ganze Barthélémy überall nur als ein politisches Factum, was sie auch geschichtlich in der That nur war, dargestellt erscheint.

Ob es überhaupt ein noch nicht dagewesenes Scandal ist, Religionsstreite auf die Bühne zu bringen, diese Frage ist, unsers Wissens, schon seit 25 Jahren beantwortet; denn so lange bereits ist es her, dass in dem lutherischen Berlin Werners Weihe der Kraft von den Bretern herab leuchtete, wo Luther selbst der Held des Stückes ist und seine religiösen Streitigkeiten mit Pabst und Kaiser den Stoff des Stückes bilden. All dies erregte damal keineswegs Scandal, es konnte vielmehr nicht oft genug gegeben und wiedergegeben werden und wurde unzähligemal mit Rührung und wahrer Erhebung angesehen.

Eben von der Idustrie! Die Industrie, das ist unsre Cholera; das ist unsre Grippe.

Aber auch im Einflechten der lutherischen Choralmelodie „Eine veste Burg ist unser Gott" vermögen wir weder etwas bis jetzt Unerhörtes noch auch etwas an sich selbst Anstössiges, ja sogar das Gegentheil zu finden.

Nichts Unerhörtes, denn seit mehren Jahrzehnten sind wir ja gewohnt, in der Zauberflöte, vor der Wasser- und Feuerprobe, den christlichen Choral: „Ach Gott vom Himmel sieh darein" aus dem Munde der feuerbehelmten Ritter (heidnischer Isispriester) ertönen zu hören, ohne dass, seit diesen vielen Jahren, ein Censor aufgetreten wäre, um gegen dieses Einflechten einer christlichen Kirchenmelodie in ein heidnisches Stück, gegen den Verbrauch unsers Kirchenliedes zu einer Aegyptischen Neophiten-Präparation, wofür wir alle überall nicht einmal einen Grund zu errathen wissen, als gegen eine Profanation des Heiligen oder Kirchlichen, oder als gegen ein den Bekennern des christlichen Glaubens gegebenes Aergernis, zu eifern.

Eben so, nur mehr motivirt als der christliche Choral im Vorhofe des Isistempels, haben wir bei Aufführungen der Weihe der Kraft sogar mehre Choräle Dr. Luthers von unsern teutschen Bühnen herab ertönen gehört, und dies sogar zur Erbauung und Ermuthigung, ja zum Thriumphe eifriger Protestanten, und doch keineswegs zum Verdruss der Katholiken, welche jedenfalls in der Toleranz und darin vor den Protestanten voraus sind, dass sie ihnen die Anerkennung so gerne widerfahren lassen, welche diese, aus dünkelhafter Undultsamkeit, ihnen zu versagen sich sogar zum Verdienst anzurechnen pflegen. „Was in meinem eigenen Hause schwarz

Vor einer Geldfrage muss heut zu Tage Alles zurückweichen, was sonst öffentliche oder Privat-

„ist, finde ich in dem eurigen nicht weiss." (J. Weizels Brief an die Redaction der Cäcilia, Bd. II., Hft. 5, S. 36).

Warum soll aber, was der Componist Mozart und der Schauspieldichter Werner thun durften, der Dichter der Hugenotten nicht thun, ein Componist dessen Gedicht nicht benützen, eine Opernbühne es nicht aufführen dürfen? — warum grade die Hugenotten nicht, in welchen die lutherische Choralmelodie überall, weit entfernt, profanirt und weltlich behandelt zu sein, so ausgezeichnet edel, fromm und erhebend behandelt ist, — weit entfernt, unmotivirt mit Profanem vermengt, geschwärzt und in den Staub gezogen und „in eine Opernarie umgesetzt" zu sein, vielmehr überall grade als Gegensatz der weltlichen Musik und des Unheiligen, stets streng und kirchlich edel behandelt, überall wie von einer eigenen Glorie und Heiligkeit umstrahlt hervortritt, und überall als Anklang aus einer höheren Welt, als Symbol des Glaubens und Hoffens, als Anrufung des Göttlichen Schutzes bei drohender Gefahr, oder in den Momenten der höchsten Erhebung ertönt, zwar in einzelnen Anklängen sich durch das ganze Stück ziehend, aber immer nur in dem Munde des ehrwürdigen, in seinem starren Calvinismus so liebenswürdigen *Marcel*, welcher als Repräsentant einfachen aber unerschütterlichen frommen Glaubens, ja als Märtyrer, gezeichnet ist. — Uns dünkt eine solche Behandlung eher Heiligung als Entweihung eines Kirchengesanges genannt werden zu können. Und wir getrauten uns zu wetten, (wäre der Gegenstand nicht zu ernst für eine Wette,) dass der eifrige Protestant, welcher seinen Lieblingschoral Abends im Theater

censur übte, Kirche, Staat, und Sitte, gesunder Menschenverstand und gesunder Geschmack. Vor

---

aus so erschütternden Scenen, wie die des vorliegenden Stückes hervortönend und von eines Meyerbeers zauberischen Harfenklängen verklärt vernommen hat, die alterthümliche Melodie nicht nur neu liebgewinnen, sondern sie am folgenden Morgen in der Kirche mit neuer, früher noch nie empfundener Inbrunst und Erhebung anstimmen wird; — eine Wirkung, welche in Ansehung des in einen Aegyptischen Denkspruch umgesetzten Chorals „Ach Gott vom Himmel sieh darein", der Lage der Sache und der Personen zufolge, nicht einmal auf gleiche Weise eintreten kann.

Wollte man übrigens, allem Obigen zum Trotze, behaupten, es mögte am Erklingen einer lutherischen Kirchenmelodie von der Bühne herab die Menge sich zum Theil einigermasen scandalisiren, so würde, auch selbst dann noch, die schöne Rechtfertigung übrig bleiben, welche, im Einklang mit *Molière*, unser Verfasser vorstehend (S. 15) so schön mit den Worten ausdrückt: „Wäre das Genie unglücklich genug, in dem Augenblick, wo es von diesem Gut inspirirt ist, daran zu denken, was künftig die Menge daraus machen wird, so käme nie etwas Geniales zu Stande. Denn — wer legte nicht sogleich die Feder nieder, sobald er an die Menge denkt."

Das war es, was wir, als Apologie der Wahl des historischen Stoffes, so wie über die Einflechtung der lutherischen Hymne, der Wahrheit oder wenigstens unsrer Ueberzeugung zur Steuer zu sagen, uns verpflichtet achteten.

der Zauberformel: „dadurch wird eine Speculation gestört," müssen göttliche und menschliche

---

Wohl Weniger, als wir bisher aus dem religiösen Gesichtspuncte gesagt, wüssten wir zu Gunsten des poetischen und scenischen Werthes der Bearbeitung und Führung des Stükkes zu sagen, welcher indessen, neben dem lossen und nicht selten unklaren Zusammenhange, doch das Verdienst nicht abzusprechen ist, dem reichen Genius des Tondichters eine Menge glücklich erfundener musikalischer Situationen und, seiner von Natur und Kunst so verschwenderisch ausgestatteten Schöpferkraft, würdige Aufgaben darzubieten.

Reden wir endlich von dem Vorwurfe der Unsittlichkeit und Indecenz, der vom Dichter in das Stück eingeflochtenen Lascivität.

In dieser Hinsicht ist eigentlich nur eine einzige Scene auszuzeichnen, über welche aber Herrn *Scribe* der Vorwurf schmähliger, ja schamloser Augendienerei gegen das lascive Pariser Parterre darum doppelt und dreifach treffen muss, weil die frivole Scene eigentlich nicht einmal in einem Zusammenhange mit dem Ganzen des Stückes steht, vielmehr recht sichtbarlich nur allein in der Absicht eingeführt ist, um den schaulustigen Parisern die beliebte Augenweide stimulirender Tänze und Badescenen nackter Weiber, gewürzt durch die pikante Zuthat belauschender Männer- und Pagenblicke u. dgl. zu gewähren.

Man höre und urtheile selbst, wie all die, nur eines französischen — vielleicht nur eines Pariser Publicums würdigen unzüchtigen Spielereien, über

Gesetze schweigen. Und stellte ein europäischer Kannibale eine unglückliche Wilde neben den ausgestopf-

---

welche in unsern Blättern schon derb genug gesprochen worden, (Rec. des *Actäon*, Bd. XIX, S. 89) und welche in der französischen Operndichtung nachgerade völlig stereotyp geworden sind, auch dem Dichter der Hugenotten eine unentbehrliche Zuthat geschienen haben.

Der zweite Act eröffnet sich in einem Lustgarten, in welchem die königliche Prinzessin Margarethe von *Valois* und ihre Damen versammelt sind, sich der schönen Natur freuen u. s. w. — Das wäre nun wohl Einleitung genug zu dem, was in diesem Garten vor sich gehen soll, und die Handlung konnte beginnen. — Aber nein! Es muss dem edlen Publicum erst noch eine feine Schüssel servirt werden: die Prinzessin muss finden, es sei doch heute ein ausnehmend schwüler Sommertag, sie habe Lust, in Gesellschaft ihrer schönen Hofdamen, im Flusse zu baden, der sich zu ihren Füssen hinschlängelt. Augenblicklich wird dazu Anstalt und die zum Bade geeignete Toilette gemacht. Die harmlosen, nackten Mädchen treiben erst noch auf dem lustigen Rasen tausenderlei muthwillige Spiele, führen Tänze auf, spielen Haschens, und stürzen zuletzt die alabasternen Gliedmasen in die kristallne Flut, wo man sie aufs Anmuthigste von den Wellen geschaukelt erblickt. — Ein Page, anfänglich unbemerkter oder übersehener Zuschauer all dieser plastischen Herrlichkeiten, wird zwar demnächst hinweggejagt, kehrt aber bald wieder, um einen Ritter anzumelden, welcher (mit verbundenen Augen, was jedoch auf einen ganz anderen Umstand Bezug hat,) vorgelassen zu werden begehrt. — Der Page erhält die Weisung, den Fremden nur immer herbeizuführen, — wobei

ten Leichnam ihres Mannes, wie ein ausländisches Thier, unsrer Schaulust aus, so finden wir unter den

---

denn natürlich der Page es nicht an prickelnden Bemerkungen fehlen lässt: wie glücklich der Geblendete wäre, könnte er sehen, was Er sieht, u. s w. — Nach dieser, nirgend vom Gange des Stückes überall nicht motivirten Bade-Episode, wird endlich der Ritter entschleiert, und das Stück selbst nimmt seinen Fortgang.

Wir haben absichtlich diese Scene und die lose und gänzlich unmotivirte Art, wie sie in das Stück eingefügt und ordentlich bei den Haaren herbeigezogen ist, mit einiger Ausführlichkeit beschrieben, weil eben diese Betrachtung uns, zum Gewinne der herrlichen Composition und unserer teutschen Bühnen, zu dem erfreulichen Resultate führt, – dass man die ganze, unsere teutsche Sitte freilich anwidernde Badescene, eben weil sie so ganz nicht in den Gang des Stückes eingreift, so ganz leicht des Ganzen unbeschadet gradezu weglassen, den Ritter von der Prinzessin, statt im Bade, auf eine nicht sittenwidrige Art empfangen lassen, und so das Stück von allem für uns Teutsche Ungeniessbaren befreien kann, wobei es zur Herstellung des Zusammenhanges nur weniger Federstriche bedarf.

Und mit dieser ganz kleinen, das Ganze nicht nur nicht im Geringsten beeinträchtigenden, es vielmehr blos von einem heterogenen Auswuchse befreienden Abänderung, wird die Verpflanzung und möglichst allgemeine Verbreitung der herrlichen Tondichtung auf unseren teutschen Bühnen uns jederzeit als ein reicher Gewinn für diese und für unser teutsches Publicum erscheinen.

d. Red. d. C

dreissigtausend Gesetzen, die wir täglich discutiren, debattiren und votiren, und durch deren Elaboration wir den Wilden unsre höhere Civilisation darthun, nicht ein einziges, das uns zwänge, solchem Greuel an der Menschheit auf der Stelle ein Ende zu machen: und kein philantropischer Heidenbekehrer rührt eine Hand, um in seinem eignen Lande diejenige aus der leiblichen Sclaverey zu befreyen, für deren Seelenheil er in dem ihrigen sorgte. Denn die Wilde ist jenes Kannibalen Kapital, laut Kontract; höchstens also kann ihr der Philantrop sein Bedauern kund thun, dass seine Collekten ihm bis jetzt nur erst gestattet, ihr Missionarien zu schicken, um sie durch Unterwerfung unter die europäischen Kannibalen das Himmelreich gewinnen zu lehren, dass aber unglücklicherweise seine Gelder noch nicht so weit gereicht, ihr zugleich eine Schiffsladung von Advocaten zu expediren, um sie bey ihren Contracten mit besagten Kannibalen auch alle unvorhergesehene Fälle vorhersehen zu lehren, die ihr in deren irdischen Reichen begegnen können, wie zum Beyspiel den, in Europa ausgestopft zu werden, zum Studium für civilisirte Naturforscher.

Wenn der Himmel uns den Industrialismus erhält, mit seinem, durch die Statistik der correctionellen Polizey so glänzend belegten, „bildenden Einfluss aufs Volk“; wenn wir noch ein Jahrzehend so fortgehn, nach dem System, welchem zu Folge wir schon heute dem „ehrlichen“ Finder unser verlornes Gut wieder abkaufen müssen, und keinen Pflüger auf dem Felde mehr nach dem Wege

ins nächste Dorf fragen dürfen, ohne zugleich in die Tasche nach dem Trinkgelde zu greifen; so hoffe ich es noch zu erleben, dass wir unsrer Eltern Grab an unsern Gärtner vermiethen, um aus den Blumen darauf die Zinsen des Kapitals sogleich wieder herauszuziehn, das uns die Grabstelle gekostet (so wie wir ja schon die Oeconomie erfunden haben „uns der äussern Zeichen der Trauer zu enthalten".) Denn was hat uns nicht bereits der Industrialismus Alles gelehrt in Kapital zu verwandeln? unsers Vaters Jugendsünden und unsrer Mutter Jugendträume, unsrer Freunde Geheimnisse und unsrer Freundinnen Ruf, unsrer Weiber Liebesbriefe und unsre eignen; — ja, was als die Spitze und Blüthe der Civilisation und Industrie zu erfinden nur dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten gewesen, unsrer eignen Nebenbuhler Liebesbriefe an unsre eignen Weiber!

Wir sind eben Alle Speculanten; und nach dem gewöhnlichen Sprüchwort, dass keine Krähe der andern die Augen aushackt, mögen wir daher auch nicht eine falsch speculirende Theaterdirection auspochen.

Wer aber falsch speculirt, der sollte von Rechtswegen auch allein den Schaden davon tragen; und wer heisst eine Theaterdirection auf den Scandal speculiren?

Freilich behauptet man, das Publicum verlange stets nach Neuem. Allein um dem heutigen

Publicum Neues zu geben, braucht man nur die guten alten Opern von *Martini*, *Paesiello*, *Righini*, *Cimarosa*, von *Salieri*, *Dalayrac*, *Grétry* und so vielen Andern, deren Musik nicht altfränkischer ist als die neusten Rococomöbel und Tassen, oder die neu-altfränkischen Steifröcke unsrer Damen. — Ja an vielen Orten Deutschlands brauchte man nur die Opern von Gluck oder Mozart wieder einzustudiren, welche den Directionen wenig Geld kosten, und den Hörern, die doch am Ende nur ins Theater gehn um sich von den Mühen des Tages zu erholen, eine heitere Stimmung bringen; welche wir aber im Winkel liegen lassen, um der modernen Spectakelstücke willen, bey denen dem Zuhörer nur zu Muthe ist, als würde ihm eben die Tortur applicirt, und aus denen er mit Kopfschmerzen und Ohrensausen nach Hause geht, wie nach einem Artilleriemanöver.

Ueberhaupt möchte ich noch Eins fragen bei der Gelegenheit; nehmlich: wird man uns denn nicht endlich einmal wieder komische Opern componiren, bei denen ein honetter und vernünftiger Mensch einmal wieder lachen, und sich wirklich ergözzen könnte? Warum ist denn die gute geistreich unsinnige *Opera buffa* unsrer Väter völlig unter uns ausgestorben, in einer Zeit, die doch behauptet, unendlich viel mehr Geist zu haben, als jene je besessen? Ich möchte wissen, welch ein unseliger Geist der Trübsal in unsre ganze Poesie und Kunst gefahren, dass wir überall nichts mehr sehen, hören, lesen, als Zerrissenheit; zerrissne

Maler, zerrissne Componisten, zerrissne Romanschreiber, zerrissne Dichter, die uns alle nichts malen, singen, erzählen und dichten, als Mord, Noth und Tod, Kreuz, Jammer und Elend; vor allen Dingen aber unglückliche, zerrissne Sänger und Sängerinnen, die schon im dreissigsten Jahr, Dank sey es diesen *par force*-Opern, keinen Ton mehr in der zerschrieenen Brust haben, während *Brizzi* und *Siboni*, die *Mara* und die *Campi* und hundert andere aus der früheren Zeit, noch im funfzigsten Jahre sangen wie die Nachtigallen.

Wenn man sich in der Gegenwart langweilt, so träumt man sich gern in die Vergangenheit zurück oder in die Zukunft voraus. So habe ich mir schon manchmal gedacht, — obgleich es schwer zu denken ist, dass Viel von unsern heutigen Erzeugnissen auf die Nachwelt komme, — wenn nun aber doch einmal, — durch eine jener Launen des Zufalls durch welche sich, für unsre Alterthumskenner und Hieroglyphenleser, in den Pyramiden und in Pompeji Leinwandlappen und Zuckerfrüchte durch Jahrtausende erhalten, — eine Collection unsrer heutigen Kunst- und Literaturlappen und Früchte, nehmlich unsrer Journale und dessen was sie recensiren, irgendwo unter den künftigen Ruinen unsrer heutigen Städte conservirte, bis zu der Zeit, wo die heutigen, aussereuropäischen, ächten Kannibalen Universitäten und Alterthumsvereine haben werden, welche nach unsern Ruinen gelehrte Forscher absenden; so würde ich mich gar nicht wundern, wenn ein solcher kannibalischer Quellensammler, der ohnehin, statt Ruinen

eines Parthenon oder Colosseum der antiken, einer Peterskirche oder eines Münsters der mittelalterlichen „Barbarey", aus unsrer Epoche der „Civilisation" höchstens Spuren von versunknen Dampfwagengeleisen und fossilen Dampfschiffgerippen finden würde, wenn er, sage ich, — vorzüglich nachdem ihm ein günstiger Zufall etwa auch eine vermoderte Sammlung unsrer heutigen Criminalakten in die Hände geführt, — seinen Landsleuten bewiese, „dass er endlich die „längstgesuchte Wiege des kannibalischen Urgeschlechts entdeckt"; (ganz mit derselben Zuversicht, mit welcher unsere heutigen Gelehrten uns aus dem Sanskrit unsere Filiation mit den alten Indiern beweisen;) und wenn er eben so wie diese, für eine solche „ächt vaterländische Entdeckung" von den kannibalischen Majestäten und Societäten, mit Orden, Medaillen und Ehrendiplomen belohnt würde.

Nur müssten die heutigen Fortschritte der Naturwissenschaften freilich es nicht so weit bringen, auch noch uns selber als Mumien für die künftigen aussereuropäischen Reisenden aufzubewahren. Denn sonst könnte unter den kannibalischen Aerzten, Anatomikern, Phrenologen und Physionomikern leicht die gelehrte Frage aufgeworfen werden, wie in einem so chetiven Geschlecht ein so prononcirt menschenfresserischer, blutdürstiger Geist habe wohnen können, als aus dessen Kunst und Literatur unwiderleglich hervorleuchte. Und der natürlich logische Schluss der Naturforscher „dass ein schwächliches „Geschlecht nicht als Urstamm eines stärkern angenommen werden könne", dürfte alsdann den glück-

lichen Entdecker des kannibalischen Urvaterlandes in einiges Gedränge bringen.

Man hat so oft Shakespeare vorgeworfen, dass er die Leute sterben lasse, wie die Fliegen; allein gehn denn unsre heutigen Opern ein Haar besser mit den Leuten um? nur mit dem einzigen Unterschiede, dass Shakespeare sie mit Sinn und Verstand umbringt, die neuen Opern aber ohne Sinn und Verstand.

Nichts desto weniger ist es Mode geworden, aus Shakespeares Trauerspielen schaurige und grausige Operntexte herbey zu holen. Warum, frage ich aber, borgt man bey diesem unerschöpflichen Genius denn nicht auch heitere Operntexte? Wie kommt es, dass noch kein Componist daran gedacht hat, Opernsujets zu suchen in Was ihr wollt, Der Liebe Müh' ist umsonst, Viel Lärmen um nichts? Wie ist es aber vollends möglich, dass unsre Componisten sich noch immer den herrlichen Stoff der Lustigen Weiber von Windsor haben entgehn lassen? Den dicken Lablache als dikken Sir John Falstaff in Misstress Forts Wäschkorb verstecken zu sehn, müsste das nicht, unter der Hand eines genialen Componisten, zu einem wahrhaft classischen Gegenstück von Figaros Hochzeit werden? Und warum sollte denn nun der geniale Componist des „Piff Paff“ und des „Rataplan“ der Hugenotten nicht auch dem dicken Falstaff gewachsen seyn, oder einem Abentheuer Sancho Pansa's, oder einem Schwank Eulenspiegels, welcher

Letztere besonders eine wahrhaft nationale comische Oper geben könnte, wenn ein humoristischer Dichter den Text dazu machte, und nicht ein zerrissner?

Worin hat der Success des Freyschützen gelegen, als in dem Volksthümlichen, in dem ächt Deutschen von Gedicht und Musik? Was gäben die Grimmschen Sagen, des Knaben Wunderhorn, der Phantasus, Musäus, unser reicher Volksmährchenschatz noch für anmuthigen Opernstoff her, (und die Anmuth bleibt denn doch am Ende das A und O aller Kunst,) wenn wir nur noch so viel Kraft hätten zum Humor, wie zum Beyspiel die Engländer immer noch behalten neben ihrem Spleen, der doch wenigstens ein grandioser und kräftiger ist; der sie in Sandwüsten und Eisfelder, Vesuvkrater und Meereswellen, kurz irgend wo hin treibt, wo sie ihr eignes Ich dran setzen, und wo ihnen erlaubt ist, das Lächerliche keck zu verspotten, über das sie sich erheben; während wir, mit unsrer kraftlosen und kleinlichen deutschen Hypochondrie, philiströs nörgelnd in Schlafrock und Pantoffeln sitzen bleiben, und nur Andere langweilen und quälen, Zuschauer und Leser ausser dem Hause, oder Weib und Kind im Hause; und keinen Spass mehr anhören können, ohne dass wir Beleidigung und Ketzerey darin herausklaubten, keinen Spass mehr machen, ohne dass uns nicht die Sentimentalität in den Nacken schlüge und der Pedantismus, und wir zu schulmeistern begönnen, wo wir belustigen wollten oder sollten.

So haben wir, als die Häuslichkeit noch Mode und „Ruhe die erste Bürgerpflicht“ war; als wir noch gehorsame Unterthanen und sorgsame Hausväter waren, im Theater in den Thränenbächen der treuen Fürstendiener und aufopfernden Väter unsrer Familiengemälde schwimmen müssen, dass wir schier in dem nassen Jammer ertrunken wären, um häusliches Leben und häusliche Eintracht zu lernen. Indessen für das Volk war doch darin immer noch etwas Nationales und etwas Verständliches, mithin etwas Bildendes zu holen. Seit aber die Oeffentlichkeit an der Tagesordnung und die „Bewegung“ die erste Bürgerpflicht ist, seitdem wir selber Regenten geworden, und über der Sorge für die Familien Andrer unsre eigne vernachlässigen, seitdem müssen wir in der Stummen von Portici, den Hugenotten, und allen möglichen furiosen Opern, in Blutströmen waten bis ans Knie, um öffentliches Wesen und öffentlichen Zwist zu lernen.

Was aber aus diesem fremden und unverständlichen Spectakel eigentlich für das deutsche Volk herauskommen soll, ist mir noch nicht klar geworden, da zum Beyspiel die grausame Ironie, mit welcher es am Schluss der Stummen in seiner Souveränität verspottet wird, es doch nicht im geringsten abgehalten hat, alle seine „grosse Wochen“ naiv mit dieser Oper zu beginnen, um sie ganz eben so naiv, auch wieder nach diesem Model zu beschliessen. Wenn man ihm dafür Holbergs geschwätzigen Barbier, dessen geschäftigen Müssig-

gänger und dessen politischen Zinngieser gäbe, so wäre, scheint mir, das ein viel zeitgemässeres Schauspiel, woraus es für sich wirklich etwas Practisches lernen könnte. Ja, gäbe man ihm allenfalls den Don Ranudo, so würde es doch wenigstens lernen, die Höhern human zu verspotten, statt brutal zu massacriren, bey welcher Procedur es doch selbst immer nur am schlechtesten fährt. Wenn Schiller schon von jenen Fähnrichen und Secretären sagte: „was kann solcher Misere denn gross begegnen“? so ist man doch wahrlich bey unsern Opernlazzaroni und Lanzknechten noch mehr versucht zu fragen: „was kann solche Misere denn gross thun?“

Ins Theater gehört vor allen Dingen Poesie, möge sie nun gesungen oder gesprochen seyn; allein die Politik des laufenden Jahres ist selten poetisch, weil das Lächerliche dabei gewöhnlich neben dem Erhabnen liegt. Die Politik im Theater ist wie der Wein im Keller; um den rechten begeisternden Geist zu bekommen, muss sie hundert Jahre alt seyn. Selbst Schillers Genie hat aus seinem genialsten Werk nur ein Effectstück für Gymnasiasten machen können. Um die Politik grandios darzustellen und die Gesetzlosigkeit poetisch zu machen, musste er des alten Wallenstein, durch ihr Alter ehrwürdig gewordne, Freybeuter heraufbeschwören; so wie umgekehrt es selbst Göthe nicht gelungen ist, mit dem Bürgergeneral oder den Aufgeregten einen bleibenden, poetischen Effect zu machen; da hier wieder das Erhabne zu nahe bey dem Lächerlichen liegt, als dass die Pfeile, die dieses treffen sollen,

nicht jenes mitstreiften und daran abprallten. Wo die Leute für ihre Thorheiten sterben, wie damal, da hört der Spott auf, und der Respect geht an; während der Verstand lacht, klopft das Herz.

Wir Heutigen aber, wir setzen uns bequem in ein geheiztes Theater und lassen uns Revolution und Bürgerkrieg mit Accompagnement vorspielen, was für Leute, die das noch in der Wirklichkeit gesehn und ohne Accompagnement, empörend ist.

Erlöse uns also der Himmel von diesen politischen Stücken, von dem blutigen, gegen unsre Spiessbürgerey so lächerlich abstechenden Opernlärm, und gebe uns dafür, was ins Theater gehört, Poesie, „Wein, Weiber und Gesang," ja meinetwegen auch den Teufel, allein in der alten vergnüglichen Weise Mozarts. Und kann man das nicht sogleich neu haben, so gebe man uns doch in Gottes Namen das Alte. Ich gestehe, ich bin bereits so genügsam geworden, dass ich der Direction schon sehr danken würde, die mir nur, statt der neuen Jüdin, den alten Hieronimus Knicker, oder statt der Wasserjungfern der verrätherischen Margarethe von Valois, die Wasserfeyen der mildthätigen Nymphe der Donau gäbe. Denn dass heidnische Nixen vor dem Publicum aus dem Wasser kommen, das ist ein natürlicher Unsinn; Nixen gehören ins Wasser. Dass aber christliche Hofdamen vor dem Publicum ins Wasser gehn, das ist ein unnatürlicher Unsinn; denn Hofdamen gehören ins Palais.

Warum erhebt sich also das Publicum nicht gegen dergleichen Unsinn?

Wenn uns die Justiz das aussergewöhnliche Schauspiel einer Hinrichtung gibt, so gehn wir, die Fortschritte unsrer Humanität zu documentiren, zu Tausenden dazu hinaus; und lassen uns nachher beloben, dass wir so civilisirt gewesen, unsre eigne Polizey zu machen, um den Anstand dabey aufrecht zu erhalten. Warum gehn wir nicht auch mit so guten Dispositionen in unsre gewöhnlichen Schauspiele? Das gemeine Volk auf den Galerien scandalisirt sich innerlich an Stücken wie die Hugenotten; das souveräne Volk im ersten Rang ennuiirt sich dabey. da durch die Verstümmelung vollends aller Sinn verloren geht, welche wir mit diesen Stücken vornehmen, der beliebten Halbheit zufolge, die, wie Schiller sagt, „an des Lasters und der Tugend Tafel zugleich schwelgen will“. Allein jenes scandalisirte Volk ist gewohnt, sein Missvergnügen nicht so leicht zu zeigen, wenn ihm nicht vom ennuiirten das Signal gegeben wird. Warum gibt nun der erste Rang nicht dies Signal? Die Galerie würde folgen, und so würde sich ebenfalls die Theaterpolizey von selbst machen.

Ueberhaupt möchte ich wissen, welche wunderliche falsche Scham, falsche Delicatesse und falsche Anständigkeit sich unsrer Zeit bemeistert hat; dass grade jetzt, während wir fast gar nichts mehr thun als reden, wir dennoch fast kein Ding mehr bey seinem Namen zu nennen wissen; dass wir uns schä-

men vor dem Schamlosen zu erröthen, undelicat finden das Undelicate zu tadeln, und unanständig uns über das Unanständige zu ärgern; dass, mit einem Worte in der Zeit der „indivuellen Freiheit", wir tausend Complimente machen ehe wir wagen ein individuelles Urtheil auszusprechen; in der Zeit der allgemeinen „Volksmündigkeit" und „Volksbildung" immer erst, wie Unmündige und Unwissende, irgend eine Autorität haben müssen, die uns eine Meinung macht; und die oft nur aus einem unbärtigen Feuilletonisten besteht, der eben erst zu lehren beginnt, weil er eben erst aus der Schule fortgeschickt worden, wo er nicht lernen wollte, und der auf seinem Freyplatz das laut applaudirt, wobey wir uns, für unser Geld, stillschweigend ennuiiren.

In der Zeit der „Finsterniss", der „Ungleichheit" und der „Privilegien", als man den Gebildeten nur noch an seiner Ehrfurcht vor dem Ausgezeichneten und seiner Begeisterung für das Schöne erkannte, da hatten allerdings die Ungebildeten auch eine Art privilegirter Vorsprecherin und Fürsprecherin, eine Autorität, die für sie lobte oder tadelte. Dies war aber jene tüchtige, kräftige, bildende Aristokratie der gescheidten Leute, die dem Hochmuth des Einzelnen, wie der Rohheit der Masse imponirte, die, im Bedürfnis nach geistiger Gleichheit, sich, wie das Priesterthum im Mittelalter, democratisch aus allen Ständen recrutirte, um aristocratisch über allen zu stehn; die, wie eine unsichtbare Kirche, eine intellectuelle Monarchie bildete mit republicanischer Form,

und, wie die Priester Rom zu Rom, nur dadurch Weimar zu Weimar machen konnte, dass der Fürst sich durfte vom Dichter dutzen lassen, wie der Kaiser vom Pabste, nicht weil der Dichter ein Mensch, sondern weil er ein Genius war, ohne zu befürchten, dass „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" daraus nun auch für sich den Anspruch deducirte, sich auch mit dem einen oder dem andern, oder mit allen Beiden zu dutzen, weil der Tiefenbacher auch ein Mensch sey, wenn auch kein genialer.

Seit wir aber die wichtige Entdeckung gemacht, dass sich Auszeichnen eine Beleidigung gegen das Nichtausgezeichnete, das Ausgezeichnete anerkennen eine Beleidigung gegen sich selbst ist, und die Bildung nur im Verneinen des Höhern besteht; seit wir das immense Geheimnis gefunden, dem Erfahrungssatz entgegen, dass der Verstand den Willen leiten soll, überall, wo es zu entscheiden gibt, den Willen der Minorität zuzutheilen, während die Natur doch in der Regel den Verstand der Minorität zutheilt, seitdem muss natürlich auch jene unsichtbare Kirche schweigen, da sie, ihrer Natur nach, immer in der Minorität ist. Eben so wie wir im Staat, bis zu dem dereinstigen wirklichen Nivellement provisorisch, die neue Geldaristocratie mit ihren freiwilligen Fabrikslaven, an die Stelle der alten Adelsaristocratie mit ihren angeerbten Ackerknechten gesetzt haben, eben so müssen wir auch in der Aesthetik einsweilen die neue Aristokratie der Schreyer an der Stelle jener alten Aristocratie

der Sprecher dulden, bis wir entweder alle gleich gescheidt seyn werden, oder bis Gott uns gescheidte Leute beschert, denen er sogleich hinlängliche Lungen bescherte, um das Schreyen durch Sprechen zu übertönen; — und unterdessen hören wir eben gar keine Meinung; und das Volk mag sehn, wie es sich mit seinem Instinct allein zurecht findet.

In den Zeiten des „Despotismus", als es noch keine andre Freiheit gab als die academische, die Nerven und die demagogischen Umtriebe noch nicht Mode waren, und die Damen und die Regierungen noch etwas Lärm vertragen konnten; da hatten, im Theater und bey ähnlichen Gelegenheiten, wenigstens die Studenten das Privilegium, die verletzte Meinung der Menge deutlich auszusprechen, und eine laute Theaterpolizey zu üben. Das Parterre, mit jenen Verstandesaristocraten und diesem heranwachsenden *gros* der allgemeinen Bildung, machte gleichsam das regierende *juste milieu* zwischen den Logen und der Galerie, der Aristocratie und dem *gros* der Weltmenschen, den überbildeten und den ungebildeten Klassen aus; und da die Jugend noch nicht klüger war und noch nicht solider seyn sollte als das Alter, so war ihr das Lärmmachen als natürliches Exercitium überlassen, wie man die Kinder schreyen lässt zur Motion. Wurde aber auch ja einmal eine solche Motion etwas zu lebhaft, so waren doch immer ein paar Extraordinarie im Kaizer, wegen zu grossen Spasses, für Väter und Söhne unendlich viel wünschenswerther, als die heutigen langen Extraordinarie auf den Festungen, wegen zu grossen Ernstes.

Für diejenigen jungen Leute, welche sich darauf vorbereiten, künftig vor christlichen Gemeinden Trauungen zu verrichten, Segen zu sprechen, Choräle zu singen und Eintracht unter verschiednen Glaubensgenossen zu predigen, für diese wären Vorstellungen wie die der Hugenotten oder der Jüdin, dünkt mich, eine sehr schickliche Gelegenheit, ihr gutes, altes, academisches Recht des Lärmmachens wieder einmal zu reclamiren, ohne deshalb demagogischer Umtriebe verdächtig zu werden, da sie sich dadurch ja nur als recht eifrig für das „Alte und Bestehende" zeigen würden.

An wen oder woran man sich eigentlich bey solchen Aufführungen zu halten hat, ob an ein unsichtbares Abstractum, oder an sichtbare Individuen, das ist mir unbekannt; denn ich frage immer nur, was man mir im Theater giebt, aber nicht, wer es mir giebt. Dass aber wegen diesen Aufführungen irgend ein Etwas oder irgend ein Jemand ausgepfiffen zu werden verdient, das leidet für mich durchaus keinen Zweifel.

Diejenige deutsche Stadt daher, von welcher ich vernehmen werde, dass sie diesen Akt der Gerechtigkeit zuerst an einer dieser modernen, unfreien und barbarischen, Spektakelopern ausgeübt hat, die will ich, wenigstens für meine Person, als die freiste und civilisirteste in ganz Deutschland, dankbar verehren; — und hiesse diese Stadt Polkwitz oder Schilda.

Heinr. Paris.